

TEXTE

Gurre-Lieder

von Jens Peter Jacobsen, deutsch von Robert Franz Arnold

I. TEIL

- Waldemar: Nun dämpft die Dämmerung jeden Ton / von Meer und Land, / die fliegenden Wolken lagerten sich / wohligh am Himmelsrand. / Lautloser Friede schloss dem Forst / die luftigen Pforten zu, / und des Meeres klare Wogen / wiegten sich selber zur Ruh'. / Im Westen wirft die Sonne / von sich die Purpurtracht, / und träumt im Flutenbette / des nächsten Tages Pracht. / Nun rührt sich nicht das kleinste Laub / in des Waldes prangendem Haus, / nun tönt auch nicht der leiseste Klang, / ruh aus, mein Sinn, ruh aus! / Und jede Macht ist versunken / in der eignen Träume Schoss, / und es treibt mich zu mir selbst zurück, / stillfriedlich, sorgenlos.
- Tove: O, wenn des Mondes Strahlen leise gleiten, / und Friede sich und Ruh' durchs All verbreiten, / nicht Wasser dünkt mich dann des Meeres Raum, / und jener Wald scheint nicht Gebüsch und Baum. / Das sind nicht Wolken, die den Himmel schmücken, / und Tal und Hügel nicht der Erde Rücken, / und Form und Farbenspiel, nur eitle Schäume, / und Alles: Abglanz nur der Gottesträume.
- Waldemar: Ross! Mein Ross! was schleichst du so träg! / Nein, ich seh's, es flieht der Weg / hurtig unter der Hufe Tritten. / Aber noch stärker musst du eilen, / bist noch in des Waldes Mitten, / und ich wähte, ohn' Verweilen / sprengt ich gleich in Gurre ein. / Nun weicht der Wald, schon seh' ich dort die Burg, die Tove mir umschließt, / indes im Rücken uns der Forst zu finstrem Wall zusammenfließt; / aber noch wilder jage du zu! / Sieh, des Waldes Schatten dehnen / über Flur sich weit und Moor! / Eh' sie Gurre Grund erreichen, / muss ich stehn vor Toves Tor. / Eh' der Laut, der jetzo klinget, / ruht, um nimmermehr zu tönen, / muss dein flinker Hufschlag, Renner, / über Gurre Brücke dröhnen; / eh' das welke Blatt - dort schwebt es - / mag herab zum Bache fallen, / muss in Gurre Hof dein Wiehern / Fröhlich widerhallen. - / Der Schatten dehnt sich, der Ton verklingt, / nun falle, Blatt, magst untergehn: / Volmer hat Tove gesehn!
- Tove: Sterne jubeln, das Meer, es leuchtet, / presst an die Küste sein pochendes Herz. / Blätter, sie murmeln, es zittert ihr Tauschmuck, / Seewind umfängt mich in mutigem Scherz. / Wetterhahn singt, und die Turmzinnen nicken, / Burschen stolzieren mit flammenden Blicken, / wogende Brust voll üppigen Lebens / fesselt die blühende Dirne vergebens, / Rosen, sie mühn sich, zu spähn in die Ferne, / Fackeln, sie lodern und leuchten so gerne. / Wald erschließt seinen Bann zur Stell', / horch, in der Stadt nun Hundegebell! - /

- Und die steigenden Wogen der Treppe / tragen zum Hafen den fürstlichen
Held, / bis er auf alleroberster Staffel / mir in die offenen Arme fällt.
- Waldemar: So tanzen die Engel vor Gottes Thron nicht, / wie die Welt nun tanzt
vor mir. / So lieblich klingt ihrer Harfen Ton nicht, / wie Waldemars Seele
dir. / Aber stolzer auch saß neben Gott nicht Christ / nach dem harten
Erlösungsstreite, / als Waldemar stolz nun und königlich ist / an Tovelilles
Seite. / Nicht sehnlischer möchten die Seelen gewinnen / den Weg zu der
Seligen Bund, / als ich deinen Kuss, da ich Gurrens Zinnen / sah leuchten
vom Öresund. / Und ich tausch' auch nicht ihren Mauerwall / und den
Schatz, den sie treu mir bewahren, / für Himmelreichs Glanz und betäubenden
Schall / und alle der Heiligen Scharen!
- Tove: Nun sag' ich dir zum ersten Mal: / "König Volmer, ich liebe dich." / Nun
küss' ich dich zum erstenmal, / und schlinge den Arm um dich. / Und
sprichst du, ich hätt' es schon früher gesagt / und je meinen Kuss dir
geschenkt, / so sprech' ich: "Der König ist ein Narr, / der nichtigen Tandes
gedenkt." / Und sagst du: "Wohl bin ich solch ein Narr," / so sprech' ich:
"Der König hat recht," / doch sagst du: "Nein, ich bin es nicht," / So
sprech' ich: "Der König ist schlecht." / Denn all meine Rosen küsst' ich zu
Tod, / dieweil ich deiner gedacht.
- Waldemar: Es ist Mitternachts Zeit, / und unsel'ge Geschlechter / stehn auf aus
vergessnen, eingesunkenen Gräbern, / und sie blicken mit Sehnsucht / nach
den Kerzen der Burg und der Hütte Licht. / Und der Wind schüttelt spottend
/ nieder auf sie / Harfenschlag und Becherklang / und Liebeslieder. / Und
sie schwinden und seufzen: / "Unsre Zeit ist um." – / Mein Haupt wiegt
sich auf lebenden Wogen, / meine Hand vernimmt eines Herzens Schlag, /
lebenswellend strömt auf mich nieder / glühender Küsse Purpurregen, /
und meine Lippe jubelt: / "Jetzt ist's meine Zeit!" / Aber die Zeit flieht, /
und umgehn werd' ich / zur Mitternachtsstunde / dereinst als tot, / werd'
eng um mich das Leichenlaken ziehn / wider die kalten Winde, / und weiter
mich schleichen im späten Mondlicht, / und schmerzgebunden / mit
schwerem Grabkreuz / deinen lieben Namen / in die Erde ritzen, / und
sinken und seufzen: / "Unsre Zeit ist um."
- Tove: Du sendest mir einen Liebesblick / und senkst das Auge, / doch der Blick
presst deine Hand in meine, / und der Druck erstirbt; / aber als liebebeckenden
Kuss / legst du meinen Händedruck mir auf die Lippen –. / Und du
kannst noch seufzen um des Todes willen, / wenn ein Blick auflodern kann
/ wie ein flammender Kuss! / Die leuchtenden Sterne am Himmel droben /
bleichen wohl, wenn's graut, / doch lodern sie neu jede Mitternachtszeit / in
ewiger Pracht. / – So kurz ist der Tod, / wie ruhiger Schlummer / Von
Dämmerung zu Dämmerung, / und wenn du erwachst: / bei dir auf dem Lager
/ in neuer Schönheit / siehst du strahlen / die junge Braut. / So Lass uns die
goldene / Schale leeren / ihm, dem mächtig verschönenden Tod: / Denn wir
gehn zu Grab / wie ein Lächeln, ersterbend / Im seligen Kuss.
- Waldemar: Du wunderliche Tove! / So reich durch dich nun bin ich, / dass nicht
einmal mehr ein Wunsch mir eigen. / So leicht meine Brust, / mein Denken

so klar, / ein wacher Frieden über meiner Seele. / Es ist so still in mir, / so seltsam stille. / Auf der Lippe weilt brückeschlagend das Wort, / doch sinkt es wieder zur Ruh'. / Denn mir ist's, als schlug' in meiner Brust / deines Herzens Schlag, / und als höbe mein Atemzug, / Tove, deinen Busen. / Und unsre Gedanken seh' ich / entstehn und zusammengleiten. / wie Wolken, die sich begegnen, / und vereint wiegen sie sich in wechselnden Formen. / Und meine Seele ist still, / ich seh' in dein Aug' und schweige, / Du wunderliche Tove!

Stimme der Waldtaube: Tauben von Gurre! Sorge quält mich, / vom Weg über die Insel her! / Kommet! Lauschet! / Tot ist Tove! Nacht auf ihrem Auge, / das der Tag des Königs war! / Still ist ihr Herz. / Doch des Königs Herz schlägt wild, / tot und doch wild! / Seltsam gleichend einem Boot auf der Woge, / wenn der, zu des Empfang die Planken huldigend sich gekrümmt, / – des Schiffes Steurer tot liegt, verstrickt in der Tiefe Tang. – / Keiner bringt ihnen Botschaft, / unwegsam der Weg! / Wie zwei Ströme waren ihre Gedanken, / Ströme fließend Seit' an Seite! / Wo strömen nun Toves Gedanken? / Die des Königs winden sich seltsam dahin, / suchen nach denen Toves – / finden sie nicht. / Weit flog ich, Klage sucht' ich, fand gar viel! / Den Sarg sah ich auf Königs Schultern, / Henning stützt' ihn. / Finster war die Nacht, eine einzige Fackel / brannte am Weg; / die Königin hielt sie, hoch auf dem Söller, / rachebegierigen Sinns. / Tränen, die sie nicht weinen wollte, / funkelten im Auge. / Weit flog ich, Klage sucht' ich, fand gar viel! / Den König sah ich, mit dem Sarge fuhr er / im Bauernwams. / Sein Streitross, das oft zum Sieg ihn getragen, / zog den Sarg. / Wild startete des Königs Auge, suchte / nach einem Blick! / Seltsam lauschte des Königs Herz / nach einem Wort. / Henning sprach zum König; / aber noch immer sucht' er Wort und Blick —! / Der König öffnet Toves Sarg, / starrt und lauscht mit bebenden Lippen – / Tove ist stumm! / Weit flog ich, Klage sucht' ich, fand gar viel! / Wollt' ein Mönch am Seile ziehn, / Abendsegel läuten. / Doch er sah den Wagenlenker / und vernahm die Trauerbotschaft: / Sonne sank, indes die Glocke / Grabgeläute tönte. / Weit flog ich, Klage sucht' ich und den Tod! / Helwigs Falke / war's, der grausam / Gurre's Taube zerriss!

II. TEIL

Waldemar: Herrgott, weißt du, was du tatest, / als klein Tove mir verstarb! / Triebst mich aus der letzten Freistatt, / die ich meinem Glück erwarb. / Herr! du solltest wohl erröten, / Bettlers einz'ges Lamm zu töten. / Herrgott! ich bin auch ein Herrscher, / und es ist mein Herrscherglauben: / meinem Untertanen darf ich / nie die letzte Leuchte rauben. / Falsche Wege schlägst du ein: / Das heißt wohl Tyrann, nicht Herrscher sein! / Herrgott! deine Engelscharen / singen stets nur deinen Preis. / Doch dir wäre mehr vonnöten / einer, der zu tadeln weiß. / Und wer mag solches wagen? – / Lass mich, Herr, die Kappe deines Hofnarr'n tragen!

III. TEIL – Die wilde Jagd

- Waldemar: Erwacht, König Waldemars Mannen wert! / Schnallt an die Lende
das rostige Schwert, / holt aus der Kirche verstaubte Schilde, / gräulich
bemalt mit wüstem Gebilde. / Weckt eurer Rosse modernde Leichen, /
schmückt sie mit Gold, und spornst ihre Weichen; / nach Gurrestadt seid ihr
entboten, / heute ist Ausfahrt der Toten!
- Bauer: Deckel des Sarges klappert und klappt, / schwer kommt's her durch die
Nacht getrabt. / Rasen nieder vom Hügel rollt, / über den Gräften klingt's
hell wie Gold. / Klirren und Rasseln durchs Rüsthaus geht, / Werfen und
Rücken mit altem Gerät, / Steinegepolter am Kirchhofrain, / Sperber sausen
vom Turm und schrein, / auf und zu fliegt's Kirchentor –
Männerchor Holla!
- Bauer: Da fährt's vorbei! – Rasch die Decke übers Ohr! / Ich schlage drei
heilige Kreuze geschwind / Für Leut' und Haus, für Ross und Rind; /
dreimal nenn' ich Christi Namen, / so bleibt bewahrt der Felder Samen. /
Die Glieder auch bekreuz' ich klug, / wo der Herr seine heiligen Wunden
trug. / So bin ich geschützt vor der nächtlichen Mahr, / vor Elfenschuss und
Trollsgefahr. / Zuletzt vor die Tür noch Stahl und Stein, / so kann mir nichts
Böses zum Haus herein.
- Waldemars Mannen: Gegrüßt, o König, an Gurre-Sees Strand! / Nun jagen wir
über das Inselland, holla, / vom stranglosen Bogen Pfeile wir senden, / mit
hohlen Augen und Knochenhänden, / zu treffen des Hirsches Schattenge-
bild, holla, / dass Wiesentau aus der Wunde quillt, holla. / Holla, der
Wallstatt Raben / Geleit uns gaben, / über Buchenkronen die Rosse traben,
holla. / So jagen wir nach gemeiner Sag' / eine jede Nacht bis zum jüngsten
Tag, holla. / Hussa Hund! Hussa Pferd! / Nur kurze Zeit das Jagen Währt! /
Hier ist das Schloss, wie einst vor Zeiten! / Holla, Lokes Hafer gebt den
Mähren, / wir wollen vom alten Ruhme zehren. / Holla.
- Waldemar: Mit Toves Stimme flüstert der Wald, / mit Toves Augen schaut der
See, / mit Toves Lächeln leuchten die Sterne, / die Wolke schwillt wie des
Busens Schnee. / Es jagen die Sinne, sie zu fassen, / Gedanken kämpfen
nach ihrem Bilde. / Aber Tove ist hier und Tove ist da, / Tove ist fern und
Tove ist nah. / Tove, bist du's, mit Zaubermacht / gefesselt an Sees und
Waldes Pracht? / Das tote Herz, es schwillt und dehnt sich – / Tove! Tove!
Waldemar sehnt sich nach dir!
- Klaus-Narr: "Ein seltsamer Vogel ist so'n Aal, / im Wasser lebt er meist, /
kommt doch bei Mondschein dann und wann / ans Uferland gereist." / Das
sang ich oft meines Herren Gästen, / nun aber passt's auf mich selber am
besten. / Ich halte jetzt kein Haus und lebe äußerst schlicht, / und lud auch
niemand ein und prasst' und lärmte nicht, / und dennoch zehrt an mir manch
unverschämter Wicht, / drum kann ich auch nichts bieten, ob ich will oder
nicht. / Doch – dem schenk ich meine nächtliche Ruh', / der mir den Grund
kann weisen, / warum ich jede Mitternacht / den Tümpel muss umkreisen. /
Dass Palle Glob und Erik Paa / es auch tun, das versteh' ich so: / Sie gehör-
ten nie zu den Frommen; / jetzt würfeln sie, wiewohl zu Pferd, / um den

kühlsten Ort, weit weg vom Herd, / wenn sie zur Hölle kommen. / Und der König, der von Sinnen stets, sobald die Eulen klagen, / und stets nach einem Mädchen ruft, das tot seit Jahr und Tagen, / auch dieser hat's verdient und muss von Rechtes wegen jagen. / Denn er war immer höchst brutal, / und Vorsicht galt es allemal / und offnes Auge für Gefahr, / da er ja selber Hofnarr war / bei jener großen Herrschaft überm Monde. – / Doch dass ich, Klaus Narr von Farum, / ich, der glaubte, dass im Grabe / man vollkommene Ruhe habe, / dass der Geist beim Staube bleibe, / friedlich dort sein Wesen treibe, / still sich sammle für das große / Hoffest, wo, wie Bruder Knut / sagt, ertönen die Posaunen, / wo wir Guten wohlgemut / Sünder speisen wie Kapaunen – / ach, dass ich im Ritte rase, / gegen den Schwanz gedreht die Nase, / sterbensmüd im wilden Lauf, – / wär's zu spät nicht, ich hinge mich auf. / Doch o, wie süß soll's schmecken zuletzt, / werd' ich dann doch in den Himmel versetzt! / Zwar ist mein Sündenregister groß, / allein vom meisten schwatz ich mich los! / Wer gab der nackten Wahrheit Kleider? / Wer war dafür geprügelt leider? – / Ja, wenn es noch Gerechtigkeit gibt, / Dann muss ich eingehn ins Himmelsgaden, ... / na, und dann mag Gott sich selber gnaden!

Waldemar: Du strenger Richter droben, / du lachst meiner Schmerzen, / doch dereinst, beim Auferstehn des Gebeins, / nimm es dir wohl zu Herzen: / Ich und Tove, wir sind eins. / So zerreiß auch unsre Seelen nie, / zur Hölle mich, zum Himmel sie, / denn sonst gewinn' ich Macht, / zertrümmre deiner Engel Wacht / und spreng mit meiner wilden Jagd / ins Himmelreich ein.

Waldemars Mannen: Der Hahn erhebt den Kopf zur Kraht, / hat den Tag schon im Schnabel, / und von unsern Schwertern trieft / rostgerötet der Morgentau. / Die Zeit ist um! / Mit offnem Munde ruft das Grab, / und die Erde saugt das lichtscheue Rätsel ein. / Versinket! Versinket! / Das Leben kommt mit Macht und Glanz, / mit Taten und pochenden Herzen, / und wir sind des Todes, / der Sorge und des Todes, / des Schmerzes und des Todes. / Ins Grab! ins Grab! zur träumeschwangern Ruh' – / O, könnten in Frieden wir schlafen! In Frieden!

Des Sommerwindes wilde Jagd

Sprecher: Herrn Gänsefuß, Frau Gänsekraut, nun duckt euch nur geschwind, / denn des sommerlichen Windes wilde Jagd beginnt. / Die Mücken weichen ängstlich aus dem schilfdurchwachsenen Hain, / in den See grub der Wind seine Silberspuren ein. / Viel schlimmer kommt es, als ihr euch nur je gedacht. / Hu, wie's schaurig in den Buchenblättern lacht! / Das ist Sankt Johanniwurm mit der Feuerzunge rot, / und der schwere Wiesennebel, ein Schatten bleich und tot! / Welch Wogen und Schwingen! / Welch Ringen und Singen! / In die Ähren schlägt der Wind in leidigem Sinne, / dass das Kornfeld tönend beb't; / mit den langen Beinen fiedelt die Spinne, / und es reißt, was sie mühsam gewebt. / Tönend rieselt der Tau zu Tal, / Sterne schießen und schwinden zumal, / flüchtend durchraschelt der Falter die Hecken, / springen die Frösche nach feuchten Verstecken. / Still! Was mag

der Wind nur wollen? / Wenn das welke Laub er wendet, / sucht er, was zu
früh geendet: / Frühlings blauweiße Blütensäume, / der Erde flüchtige
Sommerträume – / längst sind sie Staub! / Aber hinauf, über die Bäume /
schwingt er sich nun in lichtere Räume, / denn dort oben, wie Traum so fein, /
meint er, müßten die Blüten sein! / Und mit seltsamen Tönen / in ihres
Laubes Kronen / grüßt er wieder die schlanken schönen. / Sieh! nun ist auch
das vorbei, / auf luftigem Steige wirbelt er frei / zum blanken Spiegel des
Sees, / und dort, in der Wellen unendlichem Tanz, / in bleicher Sterne
Widerglanz / wiegt er sich friedlich ein. – / Wie stille ward's zur Stell'! /
Ach, war das licht und hell! / O schwing dich aus dem Blumenkelch,
Marienkäferlein, / und bitte deine schöne Frau um Leben und Sonnen-
schein. / Schon tanzen die Wogen am Klippenecke, / schon schleicht im
Grase die bunte Schnecke; / nun regt sich Waldes Vogelschar, / Tau
schüttelt die Blume vom lockigen Haar / und späht nach der Sonne aus. /
Erwacht, erwacht, ihr Blumen zur Wonne!

Gemischter Chor: Seht die Sonne! / Farbenfroh am Himmelssaum / östlich grüßt
ihr Morgentraum! / Lächelnd kommt sie aufgestiegen / aus den Fluten der
Nacht, / lässt von lichter Stirne fliegen / Strahlenlockenpracht.

**15 Gedichte aus
“Das Buch der hängenden Gärten”
von Stefan George**

I.

Unterm schutz von dichten blättergründen,
Wo von sternern feine flocken schneien,
Sachte stimmen ihre leiden künden,
Fabeltiere aus den braunen schlünden
Strahlen in die marmorbecken speien,
Draus die kleinen bäche klagend eilen,
Kamen kerzen das gesträuch entzünden,
Weiße formen das gewässer teilen.

II.

Hain in diesen paradiesen
Wechselt ab mit blütenwiesen,
Hallen, buntbemalten fliesen.
Schlanker störche schnäbel kräuseln
Teiche, die von fischen schillern,
Vögelreihen matten scheines
Auf den schiefen firsten trillern
Und die goldnen binsen säuseln,
Doch mein traum verfolgt nur eines.

III.

Als neuling trat ich ein in dein gehege;
Kein staunen war vorher in meinen mienen,
Kein wunsch in mir, eh ich dich blickte, rege.
Der jungen hände faltung sieh mit huld;
Erwähle mich zu denen, die dir dienen,
Und schone mit erbarmender geduld
Den, der noch strauchelt auf so fremdem stege.

IV.

Da meine lippen reglos sind und brennen,
Beacht ich erst, wohin mein fuß geriet:
In andrer herren prächtiges gebiet.
Noch war vielleicht mir möglich, mich zu trennen,
Da schien es, dass durch hohe gitterstäbe
Der blick, vor dem ich ohne laß gekniet,
Mich fragend suchte oder zeichen gäbe.

V.

Saget mir, auf welchem pfade
Heute sie vorüberschreite,
Daß ich aus der reichsten lade
Zarte seidenweben hole,
Rose pflücke und viole,
Daß ich meine wange breite,
Schemel unter ihrer sohle.

VI.

Jedem werke bin ich fürder tot.
Dich mir nahzurufen mit den sinnen,
Neue reden mit dir auszuspinnen,
Dienst und lohn, gewährung und verbot,
Von allen dingen ist nur dieses not,
Und weinen daß die bilder immer fliehen,
Die in schöner finsternis gediehen,
Wann der kalte klare morgen droht.

VII.

Angst und hoffen wechselnd mich beklemmen,
Meine worte sich in seufzer dehnen,
Mich bedrängt so ungestümes sehnen,
Daß ich mich an rast und schlaf nicht kehre,
Daß mein lager tränen schwemmen,
Daß ich jede freude von mir wehre,
Daß ich keines freudes trost begehre.

VIII.

Wenn ich heut nicht deinen leib berühre,
Wird der faden meiner seele reißen
Wie zu sehr gespannte sehne.
Liebe zeichen seien trauerflöre
mir, der leidet, seit ich dir gehöre.
Richte, ob mir solche qual gebühre?
Kühlung spreng mir, dem fieberheißen,
Der ich wankend draußen lehne.

IX.

Streng ist uns das glück und spröde,
Was vermocht ein kurzer kuß?
Eines regentropfens guß
Auf gesengter, bleicher öde,
Die ihn ungenossen schlingt,
Neue labung missen muß
Und vor neuen gluten springt.

X.

Das schöne beet betracht ich mir im harren,
Es ist umzäumt mit purpurnschwarzem dorne,
Drin ragen kelche mit geflecktem sporne
Und samtgefiederte geneigte farren
Und flockenbüschel, wassergrün und rund
Und in der mitte glocken, weiss und mild –
Von einem odem ist ihr feuchter mund
Wie süsse frucht vom himmlischen gefild.

XI.

Als wir hinter dem beblünten tore
Endlich nur das eigne hauchen spürten,
Warden uns erdachte seligkeiten?
Ich erinnere, da wie schwache rohre
Beide stumm zu beben wir begannen,
Wenn wir leis nur an uns rührten
Und daß unsre augen rannen.
So verbliebest du mir lang zu seiten.

XII.

Wenn sich bei heiliger ruh in tiefen matten
Um unsre schläfen unsre hände schmiegen,
Verehrung lindert unsrer glieder brand:
So denke nicht der ungestalten schatten,
Die an der wand sich auf und unter wiegen,
Der wächter nicht, die rasch uns scheiden dürfen
Und nicht, daß vor der stadt der weiße sand
Bereit ist, unser warmes blut zu schlürfen.

XIII.

Du lehnest wider eine silberweide am ufer;
Mit des fächers starren spitzen
Umschirmest du das haupt dir wie mit blitzten
Und rollst, als ob du spieltest, dein geschmeide.
Ich bin im boot, das laubgewölbe wahren,
In das ich dich vergeblich lud zu steigen ...
Die weiden seh' ich, die sich tiefer neigen
Und blumen, die verstreut im wasser fahren.

XIV.

Sprich nich immer
Von dem laub,
Windes raub;
Vom zerschellen Reifer quitten
Von den tritten
Der vernichter
Spät im jahr.
Von dem zittern
Der libellen
In gewittern,
Und der lichter,
Deren flimmer
Wandelbar.

XV.

Wir bevölkerten die abenddüstern Lauben,
lichten tempel, pfad und beet
Freudig sie mit lächeln, ich mit flüstern –
Nun ist wahr, daß sie für immer geht.
Hohe blumen blassen oder brechen.
Es erblaßt und bricht der weiher glas
Und ich trete fehl im morschen gras.
Palmen mit den spitzen fingern stechen.
Mürber blätter zischendes gewühl
Jagen ruckweis unsichtbare hände
Draußen um des edens fahle wände.
Die nacht ist überwölkt und schwül.

Erwartung

Marie Pappenheim

I. Szene

Am Rande eines Waldes. Mondhelle Straßen und Felder; der Wald hoch und dunkel. Nur die ersten Stämme und der Anfang des breiten Weges noch hell. Eine Frau kommt; zart, weiß gekleidet. Teilweise entblätterte rote Rosen am Kleid. Schmuck.

Zögernd: Hier hinein? ... Man sieht den Weg nicht ... Wie silbern die Stämme schimmern ... wie Birken.

Vertieft zu Boden schauend: Oh! Unser Garten ... Die Blumen für ihn sind sicher verwelkt ... Die Nacht ist so warm. In plötzlicher Angst: Ich fürchte mich ...

Horcht in den Wald, beklommen: Was für schwere Luft herausschlägt ... wie ein Sturm, der steht ...

Ringt die Hände, sieht zurück: So grauenvoll ruhig und leer ... Aber hier ist es wenigstens hell ... Sieht hinauf: Der Mond war früher so hell ...

Kauert nieder, lauscht, sieht vor sich hin: Oh! Noch immer die Grille mit ihrem Liebeslied ... Nicht sprechen ... es ist so süß bei dir ... Der Mond ist in der Dämmerung ...

Auffahrend. Wendet sich gegen den Wald, zögert wieder, dann heftig: Feig bist du ... willst ihn nicht suchen? So stirb doch hier.

Leise: Wie drohend die Stille ist ...

Sieht sich scheu um: Der Mond ist voll Entsetzen ... Sieht der hinein?

Angstvoll: Ich allein ... in den dumpfen Schatten.

Mut fassend, geht rasch in den Wald hinein: Ich will singen, dann hört er mich ...

II. Szene

Tiefstes Dunkel, breiter Weg, hohe, dichte Bäume. Sie tastet vorwärts. Noch hinter der Szene: Ist das noch der Weg? ...

Bückt sich, greift mit den Händen: Hier ist es eben ...

Aufschreiend: Was? ... Lass los!

Zitternd auf, versucht ihre Hand zu betrachten: Eingeklemmt? ... Nein, es ist was gekrochen ...

Wild, greift sich ins Gesicht: Und hier auch ... Wer rührt mich an? ... Fort ...

Schlägt mit den Händen um sich: Fort, nur weiter ... um Gotteswillen ...

Geht weiter, mit vorgestreckten Armen: So, der Weg ist breit ...

Ruhig, nachdenklich: Es war so still hinter den Mauern des Gartens ...

Sehr ruhig: Keine Sensen mehr ... kein Rufen und Gehn ... Und die Stadt in hellem Nebel ... so sehnsüchtig schaute ich hinüber ... Und der Himmel so unermesslich tief über dem Weg, den du immer zu mir gehst ... noch durchsichtiger und ferner ... die Abendfarben ...

Traurig: Aber du bist nicht gekommen.
Stehenbleibend: Wer weint da? *Rufend, sehr ängstlich:* Ist hier jemand?
Wartet. Lauter: Ist hier jemand?
Wieder lauschend: Nichts ... aber das war doch ...
Horcht wieder: Jetzt rauscht es oben ... Es schlägt von Ast zu Ast ...
Voll Entsetzen seitwärts flüchtend: Es kommt auf mich zu ...
Schrei des Nachtvogels. Tobend: Nicht her! Lass mich ... Herrgott, hilf mir ...
Stille. Hastig: Es war nichts ... Nur schnell, nur schnell ...
Beginnt zu laufen, fällt nieder. Schon hinter der Szene: Oh, oh, was ist das? ...
 Ein Körper ... Nein, nur ein Stamm ...

III. Szene

Weg noch immer im Dunkel. Seitlich vom Wege ein breiter heller Streifen. Das Mondlicht fällt auf eine Baumlichtung. Dort hohe Gräser, Farne, große gelbe Pilze. Die Frau kommt aus dem Dunkel. Da kommt ein Licht!
Atmet auf: Ach! nur der Mond ... Wie gut ...
Wieder halb ängstlich: Dort tanzt etwas Schwarzes ... hundert Hände ...
Sofort beherrscht: Sei nicht dumm ... es ist der Schatten ...
Zärtlich nachdenkend: Oh! wie dein Schatten auf die weißen Wände fällt ...
 Aber so bald musst du fort.
Rauschen. Sie hält an, sieht um sich und lauscht einen Augenblick: Rufst du? ...
Wieder träumend: Und bis zum Abend ist es so lang ...
Leichter Windstoß. Sie sieht wieder hin: Aber der Schatten kriecht doch! ...
 Gelbe, breite Augen ...
Laut des Schauderns: So vorquellend ... wie an Stielen ... Wie es glotzt ...
Knarren im Gras. Entsetzt: Kein Tier, lieber Gott, kein Tier ... Ich habe solche
 Angst ... Liebster, mein Liebster, hilf mir ... *sie läuft weiter.*

IV. Szene

Mondbeschienene, breite Straße, rechts aus dem Walde kommend. Wiesen und Felder gelbe und grüne Streifen abwechselnd. Etwas nach links verliert sich die Straße wieder im Dunkel hoher Baumgruppen. Erst ganz links sieht man die Straße frei liegen. Dort mündet auch ein Weg, der von einem Hause herunterführt. In diesem alle Fenster mit dunklen Läden geschlossen. Ein Balkon aus weißem Stein. Die Frau kommt langsam, erschöpft. Das Gewand ist zerrissen, die Haare verwirrt. Blutige Risse an Gesicht und Händen.
Umschauend: Er ist auch nicht da ... Auf der ganzen, langen Straße nichts
 Lebendiges ... und kein Laut ...
Schauer; lauschend: Die weiten blassen Felder sind ohne Atem, wie erstorben
 ... kein Halm rührt sich ...
Sieht die Straße entlang: Noch immer die Stadt ... Und dieser fahle Mond ...
 Keine Wolke, nicht der Flügelschatten eines Nachtvogels am Himmel ... diese
 grenzenlose Totenblässe ...
Sie bleibt schwankend stehen: Ich kann kaum weiter ... Und dort lässt man mich
 nicht ein ... Die fremde Frau wird mich fort jagen! ... Wenn er krank ist ...

Sie hat sich in die Nähe der Baumgruppen geschleppt, unter denen es vollständig dunkel ist: Eine Bank ... ich muss ausruhen ...
Müde, unentschlossen, sehnsüchtig: Aber so lang hab ich ihn nicht gesehen ...
Sie kommt unter die Bäume, stößt mit den Füßen an etwas: Nein, das ist nicht der Schatten der Bank.
Mit dem Fuß tastend, erschrocken: Da ist jemand ... *Beugt sich nieder, horcht:* Er atmet nicht ... *Sie tastet hinunter:* Feucht ... hier fließt etwas ...
Sie tritt aus dem Schatten ins Mondlicht: Es glänzt rot ... Ach, meine Hände sind wund gerissen ... Nein, es ist noch nass, es ist von dort ...
Versucht mit entsetzlicher Anstrengung den Gegenstand hervorzuzerren: Ich kann nicht. *Bückt sich. Mit furchtbarem Schrei:* Das ist er!
Sie sinkt nieder. Nach einigen Augenblicken erhebt sie sich halb, so dass ihr Gesicht den Bäumen zugewendet ist. Verwirrt: Das Mondlicht ... nein dort ... Da ist der schreckliche Kopf ... das Gespenst ...
Sieht unverwandt hin: Wenn es nur endlich verschwände ... wie das im Wald ... Ein Baumschatten, ein lächerlicher Zweig ... Der Mond ist tückisch ... weil er blutleer ist, malt er rotes Blut ...
Mit ausgestreckten Fingern hinweisend, flüsternd: Aber es wird gleich zerfließen ... Nicht hinsehen ... Nicht darauf achten ... Es zergeht sicher ... wie das im Wald.
Sie wendet sich mit gezwungener Ruhe ab, gegen die Straße zu: Ich will fort ... ich muss ihn finden ... Es muss schon spät sein ...
Schweigen. Unbeweglichkeit. Sie wendet sich jäh um, aber nicht vollständig. Fast jauchzend: Es ist nicht mehr da ... Ich wusste ...
Sie hat sich weiter gewendet, erblickt plötzlich wieder den Gegenstand: Es ist noch da ... Herrgott im Himmel ...
Ihr Oberkörper fällt nach vorne, sie scheint zusammenzusinken. Aber sie kriecht mit gesenktem Haupt hin: Es ist lebendig.
Tastet: Es hat Haut ... Augen ... Haar ...
Sie beugt sich ganz zur Seite, als wollte sie ihm ins Gesicht sehen: Seine Augen ... es hat seinen Mund ... Du ... du ... bist du es ... Ich habe dich so lang gesucht ... Im Wald und ...
An ihm zerrend: Hörst du? Sprich doch ... Sieh mich an ...
Entsetzt, beugt sich ganz. Atemlos: Herrgott, was ist ...
Schreiend, rennt ein Stück fort: Hilfe ...
Von ferne zum Hause hinauf: Um Gotteswillen! ... rasch! ... hört mich denn niemand? ... er liegt da ...
Schaut verzweifelt um sich. Eilig zurück unter die Bäume: Wach auf ... wach doch auf ...
Flehend: Nicht tot sein ... mein Liebster ... Nur nicht tot sein ... ich liebe dich so.
Zärtlich, eindringlich: Unser Zimmer ist halbhell ... alles wartet ... die Blumen duften so stark ...
Die Hände faltend, verzweifelnd: Was soll ich tun ... Was soll ich nur tun, dass er aufwacht? ...
Sie greift ins Dunkel hinein, fasst seine Hand: Deine liebe Hand ...

Zusammenzuckend, fragend: So kalt? ...
Sie zieht die Hand an sich, küsst sie. Schüchtern schmeichelnd: Wird sie nicht warm an meiner Brust?
Sie öffnet das Gewand: Mein Herz ist so heiß vom Warten ...
Flehend, leise: Die Nacht ist bald vorbei ... Du wolltest doch bei mir sein diese Nacht.
Ausbrechend: Oh! es ist heller Tag ... Bleibst du am Tage bei mir? ... Die Sonne glüht auf uns ... deine Hände liegen auf mir ... deine Küsse ... mein bist du ... du ... Sieh mich doch an, Liebster, ich liege neben dir ... So sieh mich doch an.
Sie erhebt sich, sieht ihn an, erwachend: Ah! wie starr ... Wie fürchterlich deine Augen sind ...
Laut aufweinend: Drei Tage warst du nicht bei mir ... Aber heute ... so sicher ... Der Abend war so voll Frieden ... Ich schaute und wartete ...
Ganz versunken: Über die Gartenmauer dir entgegen ... So niedrig ist sie ... Und dann winken wir beide ...
Aufschreiend: Nein, nein ... es ist nicht wahr ... Wie kannst du tot sein? ... Überall lebst du ... Eben noch im Wald ... deine Stimme so nah an meinem Ohr ... immer, immer warst du bei mir ... dein Hauch auf meiner Wange ... deine Hand auf meinem Haar ...
Angstvoll: Nicht wahr ... es ist nicht wahr? Dein Mund bog sich doch eben noch unter meinen Küssen ...
Wartend: Dein Blut tropft noch jetzt mit leisem Schlag ... Dein Blut ist noch lebendig ...
Sie beugt sich tief über ihn: Oh! der breite rote Streif ... Das Herz haben sie getroffen ...
Fast unhörbar: Ich will es küssen ... mit dem letzten Atem ... dich nie mehr loslassen ...
Richtet sich halb auf: In deine Augen sehn ... Alles Licht kam ja aus deinen Augen ... mir schwindelte, wenn ich dich ansah ...
In Erinnerung lächelnd, geheimnisvoll, zärtlich: Nun küss ich mich an dir zu Tode.
Tiefes Schweigen. Sie sieht ihn unverwandt an. Nach einer Pause plötzlich: Aber so seltsam ist dein Auge ...
Verwundert: Wohin schaust du? *Heftiger:* Was suchst du denn?
Sieht sich um; nach dem Balkon: Steht dort jemand?
Wieder zurück, die Hand an der Stirn: Wie war das nur das letzte Mal? ...
Immer vertiefter: War das damals nicht auch in deinem Blick?
Angestrengt in der Erinnerung suchend: Nein, nur so zerstreut ... oder ... und plötzlich bezwangst du dich ...
Immer klarer werdend: Und drei Tage warst du nicht bei mir ... keine Zeit ... So oft hast du keine Zeit gehabt in diesen letzten Monaten ...
Jammernd, wie abwehrend: Nein, das ist doch nicht möglich ... das ist doch ...
In blitzartiger Erinnerung: Ah, jetzt erinnere ich mich ... der Seufzer im Halbschlaf ... wie ein Name ... du hast mir die Frage von den Lippen geküsst ...
Grübelnd: Aber warum versprach er mir, heute zu kommen? ...

In rasender Angst: Ich will das nicht ... nein ich will nicht ...

Aufspringend, sich umwendend: Warum hat man dich getötet? ... Hier vor dem Hause ... Hat dich jemand entdeckt? ...

Aufschreiend, wie sich anklammernd: Nein, nein ... mein einzig Geliebter ... das nicht ...

Zitternd: Oh, der Mond schwankt ... ich kann nicht sehen ... Schau mich doch an...

Rast plötzlich: Du siehst wieder dort hin? ...

Nach dem Balkon: Wo ist sie denn ... die Hexe, die Dirne ... die Frau mit den weißen Armen ...

Höhnisch: Oh, du liebst sie ja die weißen Arme ... wie du sie rot küsst ...

Mit geballten Fäusten: Oh, du ... du ... du Elender, du Lügner ... du ... Wie deine Augen mir ausweichen! ... Krümmst du dich vor Scham? ...

Stößt mit dem Fuß gegen ihn: Hast sie umarmt ... Ja? ...

Von Ekel geschüttelt: so zärtlich und gierig ... und ich wartete ... Wo ist sie hingelaufen, als du im Blut lagst?... Ich will sie an den weißen Armen herschleifen ...

Gebärde: so. *Zusammenbrechend:* Für mich ist kein Platz da ...

Schluchzt auf: Oh! nicht einmal die Gnade, mit dir sterben zu dürfen ...

Sinkt nieder, weinend: Wie lieb, wie lieb ich dich gehabt hab' ... Allen Dingen ferne lebte ich ... allem fremd ...

In Träumerei versinkend: Ich wusste nichts als dich ... dieses ganze Jahr ... seit du zum ersten Mal meine Hand nahmst ... oh, so warm ... nie früher liebte ich jemanden so ... Dein Lächeln und dein Reden ... ich hatte dich so lieb ...

Stille und Schluchzen. Dann leise, sich aufrichtend: Mein Lieber ... mein einziger Liebling ... hast du sie oft geküsst? ... während ich vor Sehnsucht verging ...

Flüsternd: Hast du sie sehr geliebt?

Flehend: Sag nicht: ja ... Du lächelst schmerzlich ... Vielleicht hast du auch gelitten ... vielleicht rief dein Herz nach ihr ...

Stiller, warm: Was kannst du dafür? ... Oh, ich fluchte dir ... Aber dein Mitleid machte mich glücklich ... Ich glaubte, war im Glück ...

Stille. Dämmerung links im Osten. Tief am Himmel Wolken, von schwachem Schein durchleuchtet, gelblich schimmernd wie Kerzenlicht. Sie steht auf: Liebster, Liebster, der Morgen kommt ... Was soll ich allein hier tun? ... In diesem endlosen Leben ... in diesem Traum ohne Grenzen und Farben ... denn meine Grenze war der Ort, an dem du warst ... und alle Farben der Welt brachen aus deinen Augen ... Das Licht wird für alle kommen ... aber ich allein in meiner Nacht? ... Der Morgen trennt uns ... immer der Morgen ... So schwer küsst du zum Abschied ... wieder ein ewiger Tag des Wartens ... Oh du erwachst ja nicht mehr ... Tausend Menschen ziehn vorüber ... ich erkenne dich nicht ... Alle leben, ihre Augen flammen ... Wo bist du? ...

Leiser: Es ist dunkel ... dein Kuss wie ein Flammenzeichen in meiner Nacht ... meine Lippen brennen und leuchten ... dir entgegen ...

In Entzücken aufschreiend: Oh, bist du da ...

Irgend etwas entgegen: Ich suchte ...

5. Valse de Chopin

Wie ein blasser Tropfen Bluts
Färbt die Lippen einer Kranken,
Also ruht auf diesen Tönen
Ein vernichtungssücht'ger Reiz.

Wilder Lust Akkorde stören
Der Verzweiflung eisigen Traum
Wie ein blasser Tropfen Bluts
Färbt die Lippen einer Kranken.

Heiß und jauchzend, süß und schmachkend,
Melancholisch düstrer Walzer,
Kommst mir nimmer aus den Sinnen,
Haftest mir an den Gedanken
Wie ein blasser Tropfen Bluts!

6. Madonna

Steig, o Mutter aller Schmerzen,
Auf den Altar meiner Verse!
Blut aus deinen magern Brüsten
Hat des Schwertes Wut vergossen.

Deine ewig frischen Wunden
Gleichen Augen, rot und offen.
Steig, o Mutter aller Schmerzen,
Auf den Altar meiner Verse!

In den abgezehrten Händen
Hältst du deines Sohnes Leiche,
Ihn zu zeigen aller Menschheit –
Doch der Blick der Menschen meidet
Dich, o Mutter aller Schmerzen!

7. Der kranke Mond

Du nächtig todeskranker Mond
Dort auf des Himmels schwarzem Pfühl,
Dein Blick, so fiebernd übergroß,
Bannt mich, wie fremde Melodie.

An unstillbarem Liebesleid
Stirbst du, an Sehnsucht, tief erstickt,
Du nächtig todeskranker Mond,
Dort auf des Himmels schwarzem Pfühl.

Den Liebsten, der im Sinnenrausch
Gedankenlos zur Liebsten geht,
Belustigt deiner Strahlen Spiel, –
Dein bleiches, qualgebornes Blut,
Du nächtig todeskranker Mond!

II. TEIL

8. Nacht

Finstre, schwarze Riesenfalter
Töteten der Sonne Glanz.
Ein geschloßnes Zauberbuch,
Ruht der Horizont – verschwiegen.

Aus dem Qualm verlornen Tiefen
Steigt ein Duft, Erinnerung mordend!
Finstre, schwarze Riesenfalter
Töteten der Sonne Glanz.

Und vom Himmel erdenwärts
Senken sich mit schweren Schwingen
Unsichtbar die Ungetüme
Auf die Menschenherzen nieder...
Finstre, schwarze Riesenfalter.

10. Raub

Rote, fürstliche Rubine,
Blutge Tropfen alten Ruhmes
Schlummern in den Totenschreinen,
Drunten in den Grabgewölben.

Nachts, mit seinen Zechkumpanen,
Steigt Pierrot hinab, zu rauben
Rote, fürstliche Rubine,
Blutge Tropfen alten Ruhmes.

Doch da sträuben sich die Haare,
Bleiche Furcht bannt sie am Platze:
Durch die Finsternis, wie Augen! –
Stieren aus den Totenschreinen
Rote, fürstliche Rubine.

9. Gebet an Pierrot

Pierrot! mein Lachen
Hab ich verlernt!
Das Bild des Glanzes
Zerfloss – Zerfloss!

Schwarz weht die Flagge
Mir nun vom Mast.
Pierrot! mein Lachen
Hab ich verlernt!

O gib mir wieder,
Rossarzt der Seele,
Schneemann der Lyrik,
Durchlaucht vom Monde,
Pierrot – mein Lachen!

11. Rote Messe

Zu grausem Abendmahle
Beim Blendeglanz des Goldes,
Beim Flackerschein der Kerzen,
Naht dem Altar – Pierrot!

Die Hand, die gottgeweihte,
Zerrißt die Priesterkleider
Zu grausem Abendmahle
Beim Blendeglanz des Goldes.

Mit segnender Gebärde
Zeigt er den banger Seelen
Die tiefend rote Hostie:
Sein Herz in blutgen Fingern
Zu grausem Abendmahle

12. Galgenlied

Die dürre Dirne
Mit langem Halse
Wird seine letzte
Geliebte sein.

In seinem Hirne
Steckt wie ein Nagel
Die dürre Dirne
Mit langem Halse.

Schlank wie die Pinie,
Am Hals ein Zöpfchen,
Wollüstig wird sie
Den Schelm umhalsen
Die dürre Dirne!

13. Enthauptung

Der Mond, ein blankes Türkenschwert
Auf einem schwarzen Seidenkissen,
Gespenstisch groß – dräut er hinab
Durch schmerzendsunkle Nacht.

Pierrot irrt ohne Rast umher
Und starrt empor in Todesängsten
Zum Mond, dem blanken Türkenschwert
Auf einem schwarzen Seidenkissen.

Es schlottern unter ihm die Knie,
Ohnmächtig bricht er jäh zusammen.
Er wähnt: es sause strafend schon
Auf seinen Sündenhals hernieder
Der Mond, das blanke Türkenschwert.

14. Die Kreuze

Heilige Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten,
Blindgeschlagen von der Geier
Flatterndem Gespensterschwarme.

In den Leibern schwelgten Schwerter,
Prunkend in des Blutes Scharlach!
Heilige Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten.

Tot das Haupt, erstarrt die Locken –
Fern verweht der Lärm des Pöbels.
Langsam sinkt die Sonne nieder,
eine rote Königskrone.
Heilige Kreuze sind die Verse.

19. Serenade

Mit groteskem Riesenbogen
Kratzt Pierrot auf seiner Bratsche.
Wie der Storch auf einem Beine
Knipst er trüb ein Pizzicato.

Plötzlich naht Cassander, wütend
Ob des nächtgen Virtuosen.¹
Mit groteskem Riesenbogen
Kratzt Pierrot auf seiner Bratsche.

Von sich wirft er jetzt die Bratsche:
Mit der delikaten Linken
Fasst den Kahlkopf er¹ am Kragen –
Träumend spielt er auf der Glatze
Mit groteskem Riesenbogen.

20. Heimfahrt

Der Mondstrahl ist das Ruder,
Seerose dient als Boot,
Drauf fährt Pierrot gen Süden
Mit gutem Reisewind.

Der Strom summt tiefe Skalen
Und wiegt den leichten Kahn.
Der Mondstrahl ist das Ruder,
Seerose dient als Boot.

Nach Bergamo, zur Heimat,
Kehrt nun Pierrot zurück;
Schwach dämmert schon im Osten
Der grüne Horizont.
Der Mondstrahl ist das Ruder.

21. O alter Duft

O alter Duft aus Märchenzeit,
Berauschest wieder meine Sinne!
Ein närrisch Heer von Schelmerein
Durchschwirrt die leichte Luft.

Ein glücklichst Wünschen macht mich froh
Nach Freuden, die ich lang verachtet.
O alter Duft aus Märchenzeit,
Berauschest wieder mich.

All meinen Unmut geb ich preis;
Aus meinem sonnumrahmten Fenster
Beschau ich frei die liebe Welt
Und träum hinaus in selge Weiten...
O alter Duft aus Märchenzeit!

¹Schönberg nimmt am Text dieses Gedichtes zwei Änderungen vor, die die Metrik beeinflussen: In Zeile 6 fügt er eine Silbe hinzu (Hartlebens "nächtgen" wird zu "nächtigen"), gleich dies jedoch aus, indem er die Vokalfolge "uo" in "Virtuosen" mit nur einer Silbe vertont. In Zeile 11 bringt er das metrische Schema sogar durch Wortumstellung zum Stolpern, indem er die Trochäen durch Daktylen ersetzt ("fasst er den Kahlkopf am Kragen").

Die glückliche Hand

I. Bild

Die Bühne ist fast ganz finster. Vorn liegt der Mann, das Gesicht am Boden. Auf seinem Rücken sitzt ein katzenartiges Fabeltier (Hyäne mit fledermausartigen großen Flügeln), das sich in seinen Nacken verbissen zu haben scheint. Der Bühnenausschnitt ist sehr klein, ein wenig rund (ein flacher Bogen). Der Hintergrund wird durch dunkelvioletten Samt abgeschlossen. In dem sind kleine Luken, aus denen grün beleuchtete Gesichter schauen: sechs Männer, sechs Frauen. Die Beleuchtung sehr schwach. Von den Gesichtern sieht man fast nur die Augen deutlich. Alles übrige ist mit zart rötlichen Schleiern verhüllt, die aber von dem ebenfalls etwas erhellt werden. Sehr leise gesprochen, mit tiefstem Mitleid:

6 Frauen

Still, o schweige; du weißt es ja,
und trotzdem bist du blind? So oft
schon! Und immer wieder? Immer
wieder das gleiche Ende. Immer
wieder glaubst du dem Traum?
Immer wieder hängst du deine
Sehnsucht ans Unerfüllbare. Immer
wieder überlässt du dich den Lock-
ungen deiner Sinne, die unirdisch
sind, aber irdisches Glück erseh-
nen! Du Armer! Irdisches Glück!
Du, der das überirdische in dir hast,
sehnt dich nach dem irdischen!

6 Männer

O schweige; Ruheloser! du wusstest es ja;
Kannst du nicht endlich Ruhe finden?
Du weißt, es ist immer wieder das Gleiche.
Musst du dich immer wieder hinein-
stürzen? Willst du nicht endlich glauben?
Glaub der Wirklichkeit; sie ist so; so ist
sie und nicht anders. Immer wieder hängst
du deine Sehnsucht ans Unerfüllbare, ans
Unerfüllbare; immer wieder überlässt du
dich den Lockungen deiner Sinne, die das
Weltall durchstreifen, aber irdisches
Glück ersehnen! Irdisches Glück! Und
kannst nicht bestehn! Du Armer!

Sie verschwinden (die Luken werden finster); auch das Fabeltier verschwindet. Es bleibt eine Weile alles still und bewegungslos. Dann senken sich langsam schwarze Schatten (Schleier) auf den Mann. Plötzlich erklingt hinter der Szene laute gemeinlustige Musik, die in einem Jubel der Instrumente ausklingt. In den Schluss-Akkord der Bühnenmusik hinein schallt grelles, höhnisches Lachen einer Menschenmenge. Im selben Moment erhebt sich der Mann mit einem kraftvollen Ruck. Gleichzeitig zerreißen hinten die dunklen Abschlusswände des Bühnenabteils. Der Mann steht aufrecht da. Er trägt eine schmutzig-braungelbe Jacke aus kotzenartigem, sehr dickem Stoff. Seine schwarze Hose reicht auf dem linken Bein nur etwas unter das Knie; von da an hängen Fetzen herunter. Das Hemd ist halboffen, so dass die Brust zu sehen ist. Die Füße, ohne Strümpfe, sind mit sehr zerrissenen Schuhen bekleidet: der eine Schuh ist so zerrissen, dass man den bloßen Fuß sieht, der oben eine große offene Wunde, wie von einem Nagel herrührend, zeigt. Gesicht und Brust sind von vielen teils blutigen, teils alten Narben entstellt. Das Haar ist fast ganz kurz geschoren. Nachdem er sich erhoben hat, bleibt er einen Augenblick mit gesenktem Kopf stehen, dann sagt er mit tiefer Ergriffenheit (singend): Ja; o ja! – – –

II. Bild

Verwandlung. Die Bühne wird hell. Ein etwas größerer Bühnenausschnitt; tiefer und breiter als der erste. Im Hintergrund eine zartlichtblaue, himmelartige Leinwand. Unten, links, ganz nahe dem hellbraunen Erdboden ein 1½ Meter durchmessender kreisförmiger Ausschnitt, durch den grelles gelbes Sonnenlicht sich über die Bühne verbreitet. Keine andere Beleuchtung als diese, aber die muss äußerst intensiv sein. Die Seitenwände werden durch faltige, herabhängende, zart gelbgrüne Tücher gebildet. Nachdem er sich erhoben hat, bleibt der Mann einen Augenblick mit gesenktem Kopfe stehen, dann sagt er in tiefer Ergriffenheit:

Das Blüten: o Sehnsucht!

Hinter ihm, links, tritt aus einer Falte der Seitenwand ein jugendliches, schönes Weib hervor, sie ist in ein zart hellviolettes, hängendes, faltiges Kleid gehüllt; gelbe und rote Rosen im Haar, zarte Figur. Der Mann erschauert (ohne sich umzusehen). Das Weib bleibt nach einigen kleinen Schritten etwa im Viertel der Bühnenbreite stehen und schaut mit unsäglich mitleidsvollem Ausdruck den Mann an. Der Mann erschauert, ohne sich umzusehen. Ihr Gesichtsausdruck geht in warmes Interesse über, sie scheint ihm sinnend zu lauschen:

O du! Du Gute! Wie schön du bist! Wie wohl es tut, dich zu sehen, mit dir zu sprechen, dir zuzuhören! Wie du lächelst! Wie deine Augen lachen! Deine schöne Seele!

Das Weib nimmt einen Becher in die rechte Hand und bietet, indem sie den rechten Arm vorstreckt (an welchem bis zum Handgelenk die Flügel ihres Kleides hängen), ihn dem Mann. Auf den Becher fällt von oben violettes Licht. Pause, die Entzücken ausdrückt. Plötzlich hat der Mann den Becher in der Hand, ohne dass sich einer von beiden vom Platze gerührt, ohne dass der Mann sich nach ihr umgesehen hat. (Der Mann darf nie zu ihr hinsehen; er blickt immer nach vorn, sie steht immer hinter ihm.) Der Mann hält den Becher in der rechten Hand, den Arm vorstreckend. Betrachtet ihn mit Entzücken. Dann wird er einen Augenblick tief ernst, fast traurig; sinnt eine Weile; dann hellen sich seine Mienen wieder auf, und mit einem fröhlichen Entschluss setzt er den Becher an den Mund und leert ihn langsam. Während er trinkt, sieht das Weib mit abnehmendem Interesse auf ihn; ein kalter Zug kommt in ihren Gesichtsausdruck. Sie rafft mit einer wenig schönen Gebärde ihr Kleid, legt es in andere Falten und läuft unhörbar auf die andere Seite der Bühne. Bleibt in der Nähe der rechten Seitenwand (immer hinter ihm) stehen. Der Mann ist während des Trinkens langsam einige Schritte nach links vorn gegangen, so dass er jetzt ungefähr in der Mitte steht. Wenn er die Hand mit dem Becher sinken lässt, drückt ihr Gesicht Gleichgültigkeit aus, über die manchmal ein feindlicher Zug schlüpft. Er steht in tiefem Sinnen da, aufs äußerste ergriffen; hingerissen.

Wie schön du bist! Ich bin so glücklich, weil du bei mir bist! Ich lebe wieder –
Er streckt beide Arme vor, als ob sie vor ihm stände. – O du Schöne!

Inzwischen hat sie sich langsam abgewendet. Wenn sie sich so weit gedreht hat, dass sie ganz auf die rechte Seitenwand blickt, nehmen ihre Mienen einen hellen Ausdruck an. Gleichzeitig erscheint dicht vor der rechten Seitenwand ein Herr in

dunkelgrauem Überzieher, Spazierstock in der Hand, elegant-modisch gekleidet, vornehm-schöne Figur. Der streckt ihr ein wenig die Hand entgegen; sie geht lächelnd auf ihn zu; ruhig wie auf einen alten Bekannten. Er nimmt sie rasch in die Arme und verschwindet mit ihr in der rechten Seitenwand. Wie sie beginnt, dem Herrn zuzulächeln, wird der Mann unruhig. Er dreht ruckweise, wie witternd, einige Male den Kopf. Leicht vorgebeugt. Wie der Herr ihr die Hand entgegenstreckt, erstarrt des Mannes Linke krampfartig, und wie sie dem Herrn in die Arme eilt, stöhnt der Mann, läuft einige Schritte nach links vorn, wo er in gebrochener Haltung stehen bleibt. :

O!

Aber nach einigen Augenblicken kniet das Weib, rasch aus der linken Seitenwand hervoreilend, vor ihm, zu seinen Füßen. Er bemerkt sie, ohne hinzusehen (er blickt aufwärts), sofort; sein Gesicht hellt sich auf. Ihr Gesicht drückt Demut aus, bittet um Verzeihung. Der Mann:

Du Süße, du Schöne!

Sie erhebt sich langsam, sucht seine linke Hand, um sie zu küssen. Er kommt ihr zuvor, indem er sich auf die Knie niederlässt und nach ihren Händen greift, ohne sie aber zu berühren. Wie sie steht und er kniet, ändert sich ihr Mienenspiel ein wenig und nimmt einen leicht sarkastischen Zug an. Er blickt selig zu ihr auf, hebt die Hand und berührt leise die ihre. Während er, den Blick auf seine Hand gerichtet (mit erhobenem Arm), selig ergriffen kniet, entflieht sie rasch in die linke Seitenwand. Der Mann achtet nicht darauf, dass sie fort ist. Er hat sie an seiner Hand, auf die er ununterbrochen hinsieht. Nach einer Weile erhebt er sich mit kolossaler Kraft, wirft die Arme hoch in die Luft und bleibt auf den Zehenspitzen riesengroß stehen.

Nun besitze ich dich für immer!

III. Bild

Verwandlung Es wird ganz finster und sofort wieder hell. Nun ist bei vollständig ausgenützter Bühnentiefe und -breite folgendes Bild zu sehen: Wilde Felsenlandschaft; schwärzlichgraue, mit wenigen Nadelbäumen (die silbergraue Äste haben) bewachsene Felsen. Ungefähr von der Mitte der Bühnentiefe an sind Felsenpartien aufgebaut, die hier ein kleines Plateau bilden. Dieses ist von hohen, steilen Felsen (die rechts und links bis vorne an die Rampe reichen) umschlossen. Das Plateau senkt sich vorne ein wenig. Etwas rechts von der Mitte der Bühnenbreite stürzt es steil ab (etwas schräg gestellt). Hier ist eine Schlucht anzudeuten, die zwischen zwei Felsstücken liegt und deren Rand sichtbar ist. Vor ihr liegt ein niedrigeres Plateau, das vorn mit dem höheren zusammenhängt. Vor der Schlucht ragt ein mannsgroßes Felsstück in die Höhe. Hinter dem Plateau (aber höher als dieses) liegen zwei Grotten, die durch dunkelviolette Stoffe vorläufig verborgen sind. Die Szene darf nur hinten von oben beleuchtet werden, so dass die Felsen über die sonst ziemlich helle Bühne Schatten werfen. Das ganze soll nicht die

Nachahmung eines Naturbildes, sondern eine freie Kombination von Farben und Formen sein. Anfangs fällt (bloß von hinten) graugrünes Licht auf die Szene. Später, wenn die Grotten beleuchtet werden, wird von vorn auf die Felsen gelbgrünes und auf die Schlucht dunkelblauviolett Licht geworfen.

Sowie die Szene erhellt ist, sieht man den Mann aus der Schlucht heraussteigen (deren Rand soll deshalb über den Bühnenboden hervorragen). Er steigt mühelos, obwohl es anscheinend schwierig sein müßte. Er ist so gekleidet wie im ersten Bild, nur hat er um den Leib einen Strick als Gürtel, an dem zwei Türkenköpfe hängen, und er hält ein entblößtes, blutiges Schwert in der Hand. Knapp bevor der Mann oben ist, erhellt sich langsam die eine der beiden Grotten (links), indem von dunkelviolettem Licht ziemlich rasch über Braun, Rot, Blau und Grün zu hellem, dünnen Gelb (Zitronengelb) übergegangen wird. (Nicht sehr hell!) In der Grotte, die ein Mittelding zwischen einer Mechaniker- und einer Goldschmiedewerkstatt darstellt, sieht man einige Arbeiter in realistischen Arbeitskostümen an der Arbeit. (Einer feilt, einer sitzt an der Maschine, einer hämmert usw.) Die Beleuchtung der Grotte scheint nunmehr hauptsächlich von den über den Arbeitstischen hängenden Lampen auszugehen (Zwiellichtstimmung). In der Mitte steht ein Amboss, neben diesem liegt ein schwerer eiserner Hammer. Wenn der Mann ganz oben ist, geht er hinter dem Felsstück vorbei gegen die Mitte zu, bleibt stehen und betrachtet nachdenkend die Arbeiter. Ein Gedanke scheint in ihm zu werden; er atmet schwer. Dann wird er heller, freudiger und sagt ruhig und schlicht:

Das kann man einfacher!

Geht auf den Amboss zu, läßt den Säbel fallen, hebt ein Stück Gold, das am Boden liegt, auf, legt es auf den Amboss und ergreift mit der Rechten den schweren Hammer. Ehe er zum Schlag ausholt, springen die Arbeiter auf und machen Miene, sich auf ihn zu stürzen. Unterdessen betrachtet er, als ob er die Drohung nicht bemerkte, seine erhobene linke Hand, deren Fingerspitzen von oben hellblau beleuchtet werden. Er blickt sie erst in tiefer Ergriffenheit an, dann strahlend, kraftgeschwellt. Ihre Bewegungen dürfen nicht bis zu jenem Punkt gelangen, dass sie sich wirklich auf ihn stürzen könnten, sollen aber so weit gehen, dass man ihnen diese Absicht anmerkt. Ehe sie dazu kommen, hat er mit beiden Händen den Hammer ergriffen und zu einem gewaltigen Schlage mit leichtem Schwung ausgeholt. Wie der Hammer niederfällt, erstarren die Gesichter der Arbeiter vor Staunen: der Amboss ist in der Mitte geborsten, das Gold in den dadurch entstandenen Spalt gesunken. Der Mann bückt sich und hebt es mit der linken Hand auf. Hebt es langsam hoch empor. Es ist ein Diadem, reich mit Edelsteinen geschmückt. Mann, schlicht, ohne Ergriffenheit:

So schafft man Schmuck!

Die Mienen der Arbeiter werden wieder drohend; dann verächtlich; sie reden aufeinander ein und scheinen neuerdings einen Anschlag gegen den Mann zu planen. Der Mann wirft ihnen lachend das Geschmeide zu. Sie wollen sich auf ihn stürzen. Er hat sich umgedreht und sieht sie nicht. Bückt sich, um sein Schwert aufzuheben. Wie er es mit der linken Hand berührt, wird die Grotte wieder dunkel. Die dunklen

Stoffe lassen jede Spur der Werkstatt verschwinden. Sowie es finster wird, erhebt sich Wind. Erst schwach säuselnd, dann immer drohender anschwellend. Gleichzeitig mit diesem Crescendo des Windes geht ein Crescendo der Beleuchtung. Es beginnt mit schwach rötlichem Licht (von oben aus), das über Braun in ein schmutziges Grün übergeht. Daraus entwickelt sich ein dunkles Blaugrau, dem Violett folgt. Dieses spaltet ein intensives Dunkelrot ab, das immer heller und schreiender wird, indem sich, nachdem es Blutrot erreicht hat, immer mehr Orange und dann Hellgelb hineinmischt, bis das gelbe schreiende Licht allein bleibt und von allen Seiten auf die zweite Grotte geworfen wird. Diese war bei Beginn des Lichtspiels schon geöffnet und macht dieses Crescendo mit, indem sie (schwächer als die übrige Bühne) von innen heraus nach der gleichen Skala beleuchtet wird. Nun strahlt sie ebenfalls in gelbem Licht. Der Mann hat dieses Crescendo des Lichts und des Sturmes so darzustellen, als ginge beides von ihm aus. Er sieht erst (beim rötlichen Licht) auf seine Hand; die sinkt dann, sichtlich ermattet, langsam; seine Augen werden aufgeregt (schmutzig-grünes Licht). Seine Aufregung wächst; die Glieder spannen sich krampfartig er streckt zitternd beide Arme von sich (Blutrot), reißt die Augen weit auf und öffnet entsetzt den Mund. Wenn das gelbe Licht da ist, muss sein Kopf so aussehen, als ob er platzen würde. Der Mann dreht sich nicht zur Grotte um, sondern sieht nach vorn. Wenn es ganz hell ist, hört der Sturm auf, und das gelbe Licht geht rasch in ein schwach bläuliches, mildes Licht über.

Die Grotte ist in dieser Beleuchtung einen Augenblick leer, dann hüpfte mit schnellen, leichten Schritten das Weib von links in den Raum. Sie ist wie im zweiten Bild gekleidet, nur fehlt die linke obere Hälfte ihres Kleides, so dass diese Hälfte des Oberleibes bis zur Hüfte vollständig nackt ist. Wenn das Weib über die Mitte der Grotte hinaus ist, bleibt sie stehen und blickt eine Weile suchend um sich. Dann streckt sie die Arme dem Herrn entgegen, der im gleichen Augenblick auf der rechten Seite der Grotte sichtbar wird. Er hat das Stück ihres Kleides, das ihr fehlt, in der rechten Hand und winkt ihr damit. Des Mannes Verzweiflung nimmt inzwischen immer mehr zu. Er krümmt die Finger zu Krallen, presst die Arme an den Leib, biegt die Knie nach vorn aus und beugt den Oberkörper nach hinten. Wie der Herr mit dem Kleiderfetzen winkt, wirft er sich mit einem heftigen Ruck herum, fällt auf die Knie, dann auf die Hände und trachtet, auf allen Vieren in die Grotte zu gelangen, kann aber nicht hinauf. Er singt:

Du – du! du bist mein – – ! du warst mein – – ! sie war mein – – !

Er erhebt sich und macht verzweifelte Anstrengungen, zur Grotte hinaufzuklettern. Es gelingt ihm nicht, denn die Wand ist marmorartig glatt. Wie er singt, bemerkt ihn der Herr, gibt das aber nur dadurch kund, dass er ruhig den Blick auf den Mann richtet. Wie dieser dann versucht hinaufzuklettern, wirft der Herr ihm den Kleiderfetzen mit einer ruhigen, kalten Bewegung zu und geht mit höchster Gleichgültigkeit, ohne die Miene zu verändern, ab. Sofort wird die Bühne ganz finster und gleich darauf wieder hell. Halbhell: fahles grünlich-graues Licht. Die Grotte ist wieder dunkel, wie zu Anfang. Sowie es hell ist, springt das Weib aus der Grotte auf das Plateau, um den Kleiderfetzen zu suchen. Sie sieht ihn in der Nähe des Man-

nes liegen, eilt hin, nimmt ihn auf und legt ihn um. Der Mann hat, wie es dunkel wurde, den Kopf an die Wand gelehnt und dem Weib den Rücken gekehrt. Wie sie den Kleiderfetzen anlegt, dreht er sich um, wirft sich auf die Knie und singt flehend:

Du Schöne – – bleib bei mir – – !

Er trachtet, auf den Knien rutschend, an sie heranzukommen; aber sie entschlüpft ihm, indem sie vom Plateau auf das vorn gelegene Felsstück hinunterläuft. Er springt ihr nach und rutscht auf den Knien weiter. Sie ist sofort wieder oben und eilt zu dem Stein neben der Schlucht. Im Augenblick, in dem sie aufs Plateau springt, beginnt dieser (von innen) in grell grünem Licht zu leuchten. Seine Spitze sieht nun wie eine grässlich-höhnische Fratze aus und der ganze Stein wirkt so, dass man ihn für das jetzt aufrechtstehende Fabeltier aus dem ersten Bild halten kann. Der Mann befindet sich zur gleichen Zeit unten, ihr genau gegenüber, so dass, wie sie durch einen leichten Stoß mit dem Fuß den Stein hinunterstößt, dieser auf den Mann fällt.

IV. Bild

Verwandlung: Im Augenblick, in dem der Stein den Mann begräbt, wird es finster, und die laute Musik und das höhnische Lachen (wie im ersten Bild) ertönen. Es wird sofort wieder hell. Das Bild der ersten Szene: Die sechs Männer und die sechs Frauen. Deren Gesichter sind nun graublau erleuchtet, das Fabeltier hat sich wieder in den Nacken des Mannes verbissen, der an derselben Stelle auf dem Boden liegt, auf die ihn der Stein hingeschleudert hat, wodurch die Vorstellung verstärkt wird, dass der Stein das Fabeltier ist. Die 6 Männer und 6 Frauen, anklagend streng:

Musstest du's wieder erleben, was du so oft erlebt? Musstest du? Kannst du nicht verzichten? Nicht dich endlich bescheiden? Ist kein Friede in dir? Noch immer nicht! – – Suchst zu packen, was dir nur entschlüpfen kann, wenn du's hältst. Was aber in dir ist und um dich, wo du auch seist. Fühlst du dich nicht? Hörst du dich nicht? Fassest nur, was du greifst! Fühlst du nur, was du berührst, deine Wunden erst an deinem Fleisch, deine Schmerzen erst an deinem Körper? Und suchst dennoch! Und quälst dich! Und bist ruhelos!

In das Graublau, das auf die Gesichter fällt, mischt sich etwas Rot. Die sechs Männer und die sechs Frauen:

Du Armer!

Es wird langsam ganz finster und der Vorhang fällt.

